

Bilder aus dem amerikanischen Farmerleben

Autor(en): **Hagenbuch, T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 24-25

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schwarzeichen am Donaldson-Lake bei Elizabethtown, Kentucky.

Bilder aus dem amerikanischen Farmerleben.

Wald und „Fenz“.

Von E. Hagenbuch, Elizabethtown, Ky.

Mit zwei Abbildungen.

Es wird fortwährend viel für Pflege und Reinerhaltung deutscher Sitte und Sprache im Auslande geredet und geschrieben. Dennoch kann eine weitgehende Sprachvermischung unter den Ansiedlern deutscher Zunge in Amerika nicht verhindert werden. Aus Ueberzeugung und mit Entrüstung wende ich mich gegen den beklagenswerten, zur Manie gewordenen Zug unzähliger Landsleute, die, in der neuen Heimat kaum erwärmt, sich aller Pietät gegen ihre Muttersprache entschlagen und das Geplapper in der leichter zu handhabenden englischen Zunge dem Gebrauche der trauten deutschen Laute vorziehen. Gleichwohl muß ich auch an mir die ärgerliche Beobachtung machen, daß im Laufe vieler Jahre manch ein englisches Wort, wenn auch nicht beim schriftlichen Ausdruck, so doch im gewöhnlichen Gespräch seinen deutschen Bruder verdrängt hat. Es sind alltägliche Dinge und Vorkommnisse, die man vom Augenblick des Betretens amerikanischer Erde an nie mit dem deutschen Worte benennen hört. So fängt man unwillkürlich bald an, im Verkehr mit Fremden sich ihres englischen Ausdrucks zu bedienen. In der ersten Zeit mag mich noch ein gesundes sentiment de gêne davon abhalten, englische Brocken in die Gespräche mit Weib und Kind zu werfen. Dann im Drang der Geschäfte und in der Eile des Redens geschieht es doch einmal, daß sich der englische Ausdruck vor dem deutschen einstellt, und so wieder und wieder. Und jetzt ist es um das schöne, liebe deutsche Wort geschehen. Es wird auf die Seite gestellt, um vielleicht nie mehr zu Ehren gezogen zu werden. Eines dieser tyrannischen englischen Worte enthält der

Titel dieser Schilderung. „Fenz“. Ich habe in siebzehn Jahren, obwohl unter zahlreichen Deutschen lebend, nicht ein einziges Mal den deutschen Ausdruck für Fenz zu hören bekommen. Ja, ich würde nicht zögern, eine Weite einzugehen, daß lange nicht die Hälfte meiner deutsch redenden Nachbarn sich noch des entsprechenden Wortes ihrer Muttersprache erinnert. Wollte ich per „Zaun“ oder „Einfriedung“ über Fenzen reden, so bin ich dessen gewiß, daß mich im ersten Augenblick niemand verstehen würde.

Fenz ist nun einmal in die amerikanisch-deutsche Sprache aufgenommen. Niemand ist sich dessen bewußt, ein englisches Wort zu gebrauchen, wenn er dir erzählt: „Der letzte Sturm hat mir meine Fenzen zu Boden geworfen,“ oder wenn er klagt: „Ich mag meine Fenz so hoch machen wie ich will, meine Fiel tschumpen (jump) doch darüber“.

Noch aus einem weiteren Grund muß es heißen „Wald und Fenzen“. „Wald und Räume“: Ich kann mich eines Lächelns nicht enthalten bei dem Gedanken, das Wörtchen Zaun, dessen Wurzelbedeutung dazu dem Sprachbewußtsein entschwunden ist, für eine so allgewaltige, unermeßliche landwirtschaftliche Einrichtung wie die amerikanischen Fenzen wählen zu müssen. Fenz mit seiner kräftig und verständlich an Wehr und Waffen, an Schwert und Stahl, an Schutz und Verteidigung erinnernden Bedeutung, das ist das Wort, welches den Begriff vollkommen deckt*).

Wald und Fenzen: Sie gehören zusammen wie Stoff und Ware, wie Material und Produkt. In gewissem Sinne ist Eines nicht ohne das Andere. Die Fenzen sind nicht ohne den Wald: Gilt es, neue Fenzen zu errichten oder alte auszubessern, so hat der Farmer vorerst seinen Wald nach dem nötigen Material abzuwähen. Der Wald ist nicht ohne die Fenzen, weil unzählige Farmer nur noch aus dem Grund ein Stück des mißachteten Waldes erhalten, doch mindestens ein paar Fenzriegel machen zu können, wenn die alten gefault und zusammengebrochen sind, oder die nötigen Weizichen für neue Fenz- und Thorpfosten zu finden. So müssen Wald und Fenzen im Zusammenhang geschaut werden. Zunächst nun einen Blick auf den amerikanischen

Wald.

Es kann sich im engen Rahmen dieses Artikels nicht darum handeln, auch die Nadelholzwälder des Nordens, die Cypressenhaine des Südens oder gar die Kaktus- und Maha-

*) Fence, abgekürzt von defence, Verteidigung, Abwehr; übertragen auf das Mittel zur Abwehr.

goniwäldchen Arizonas in Betrachtung zu ziehen. Ich möchte nur von dem stillen, bescheidenen Laubholzwalde reden, der dort drüben meine Felder gegen den kalten Nordwind schützt, von den schluchtenreichen Wäldern drunten an der Cedar- und Willkreek, von den hochragenden Eichenwäldern, die aus dem blauen Duft sanft ansteigender Hügel herübergrünen. Nadelholzwälder besitzen wir keine.

„O, wer doch diese jungfräulichen amerikanischen Urwälder schauen könnte! Was für eine Lust muß es sein, im Schatten jahrhundertalter Niesen jagen zu gehen!“ So habe auch ich einst in den seligen Tagen meiner Ledertrumpf-Begeisterung geträumt. Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Die Jungfräulichkeit ist längst verloren, die Niesen sind nicht mehr da. Auch die Tiere, die man jagen könnte, ein paar Hasen und Füchse ausgenommen, sind verschwunden. Weder Rehe noch Girsche brechen mehr durchs dichte Unterholz, wilde Truthähne und Hasanen sind zur Sage geworden. Es ist aber nicht nur diese Verarmung, was weder Stolz noch Freude bei der Betrachtung unserer Wälder aufkommen läßt. Es kann nicht verschwiegen werden, daß diese Wälder, diese unsere Waldbäume zu den bejammernswertesten Geschöpfen auf Gottes Erdboden gehören. In den ersten Zeiten der Besiedelung waren die Wälder ein Vergnügen und ein Hindernis. Jeder Kartoffelacker, jedes Weizenfeld mußte unter tausend Mühen und Entbehrungen dem Walde abgerungen werden. Da konnte billigerweise keine Forstkultur erwartet werden. Aber auch heute, wo in früher baumreichen Gegenden bereits zahlreiche Farmen sich nicht der kleinsten Waldecke mehr zu erfreuen haben, und wo das unrationellste Schlagen der Wälder ungestörten Fortgang nimmt, denkt man wenig daran, Schritte zur Pflege des Waldes zu thun. Der sogenannte arbor-day, Baumtag, in östlichen und westlichen Staaten, ist mit seiner feierlichen Einladung zum gemeinsamen Pflanzen von Nutz- und Zierbäumen ein recht hübsches Institut, leistet aber doch zur Erhaltung der Wälder kaum Nennenswertes. Herrliche Nußbäume und Kastanienbäume bildeten früher neben den Eichen einen Hauptbestand unsrer Wälder und waren so zahlreich vorhanden, daß man sie zu Fenzriegeln zerpallete. Nun sind sie, wenn auch nicht gänzlich ausgerottet, doch so spärlich geworden, daß man weit gehen muß, um nur ein Exemplar zu finden, das sich für den Möbelschreiner eignen würde. Die gelben Tulpen- oder Poplarbäume (*Liriodendron tulipifera*), diese Niesen und Zierden unsrer Wälder, sind bis auf geringe Reste in schwerzugänglichen Tobeln, zu Balken und Brettern gefügt, um billiges Geld nach England verkauft. Und niemand sorgt für Nachwuchs dieses wertvollen Baumes. Der Bestand unsrer Schwarzeichen war bis vor zehn Jahren noch ein so reichlicher, daß jeder Farmer all seine Fenzen aus ihrem Holze erstellen konnte. Befah er nicht eigene Wälder, so pallete er sich in seines Nachbarns Wald die nötigen Niegel gegen die unbedeutende Entschädigung von einem Viertelbollar für 100 Stück. Auch mit diesem Reichtum, der unerhöplich schien, geht es, und voraussichtlich für immer, rasch zu Ende. Nicht nur die schlagreifen, sondern taunenschlanke, im besten Wachstum stehende Stämme werden gedankenlos gefällt und um ein Linsengericht in die nächste Stevedock, Fassdaubenfabrik, geführt. Ebenso scheint dem Hickory-Nußbaum (*juglans*), der ein außerordentlich feinkörniges, hartes und glattes Wagnerholz liefert, und der sich immer noch zahlreich in unsern Wäldern findet, der Untergang geschworen zu sein: ein Arthalmfabrikant der nahen Stadt kauft das Holz auf. Selten ist unsre Landstraße leer von schwer beladenen Holzwagen. Da nur ganz fehlerfreies Hickoryholz angenommen wird, kann manchmal ein einziges kurzes Stück, sehr oft gar nichts, von einem gefällten Baume verwendet werden. Sein Schicksal ist, unbenußt am Boden zu verfaulen, nachdem er etwa noch in seinem Falle eine Reihe wertvoller Bäumchen mitgerissen hat. Unsre Straße ist ein indirekter Beweis für die im Schwange gehende Waldverwüstung. Vor einigen Jahren wurde sie aus einer dirtroad in eine graveled road, mit Steinbett versehene Straße umgewandelt. Nun quillt bereits wieder der gelbe und rote Lehmuntergrund durch das von den Rädern durchschnittene Steinbett herauf, und niemand kümmert sich anders, als etwa mit einem bedauernden Wort um den Ruin, dem die Straße entgegengeht. Das sind in erster Linie für die Landwirtschaft bedauerliche Zustände. Es ist durchaus nicht gewiß, daß doch mindestens der kargliche Rest an Waldbland gewahrt bleibe, den dieses zur Epidemie gewordene Herfallen über die Waldbäume

übrig läßt. Beispiele von Farmern sind genug vorhanden, welche nach Ausnutzung ihres kultivierten Landes den ihnen verbliebenen Wald bis auf ein letztes kleines Stück, oder gar ganz ausgerodet haben, um noch einmal neuen Grund zu gewinnen und auf dem letzten Loche zu pfeifen. So ist das Schicksal unsres Waldes ein unjählich trauriges. Er ist ein entehrter, gefolterter, verstümmelter, verwüsteter, mit blutenden Wunden über und über bedeckter, armer Gesell. Dieser einst übermächtige Held erliegt einem tragischen Geschick, das einem in der Seele weh thut. Unser Wald ist ein Stück jener stummen Kreatur, von der einer der größten Schriftsteller aller Zeiten mit tiefem, herzinnigen Naturgefühl und in ergreifenden Worten schildert, wie sie, die stumme Kreatur, der Göttheit der Menschen unterworfen, sich immerbar ängstige und sich sehne, dereinst auch frei, auch frei zu werden. Man möchte gern an ein Morgenrot waldfremdlicherer Zeiten glauben dürfen, wenn man neustens liest, Pennsylvania denke daran, hunderttausend Acker Wald in den Quellgegenden seiner Flüsse anzulegen.

Eine Behandlung, wie sie hierzulande dem Walde zu Teil wird, läßt nicht viel ästhetische Werthätzung des Waldes, keine ins Volk gedrungene Waldpoesie erwarten. Niemals habe ich hier ein Lied zum Preise des Waldes singen hören. Nie, daß ich wüßte, hat einer in Begeisterung gefragt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Einen Joseph von Eichendorff besitzt dieses Land nicht, ja, ich glaube, nicht einmal ein Gegenstück zu jenem kleinen aargauischen Schneidemeister — Wächterhanß hieß er —, der des Sonntags mit seinem ältesten Sprößling die Wälder seines Wohnortes durchstreifte. fand er einen besonders schönen Baum, so umarmte er ihn mit seinen dünnen Schneiderarmen und nadelzerstochenen Fingern so weit er konnte, seine Waldblust in die Worte fassend: „o, du schöne, o du liebe Baum. Wie du mueßt d' Bäum gern ha!“ Ich habe nie davon vernommen, daß auch hier, wie in der alten Heimat, am Sonntag der Wald wiederhallt vom Singen und Jubeln fröhlicher Gesellen, blumen- und beerenpflückender Kleinen, daß auf schön gebahnten Waldwegen der Vater mit Weib und Kind nach strenger Wochenarbeit Erfrischung sucht, daß ernste Leute imstande wären, sich ins goldene Moos zu werfen, nichts zu thun, nichts zu spezulieren, als nur hinaufzuschauen nach der lichten Waldeskuppel und durch die silbernen Gucklöcher in den blauen Himmel hinein. Der Sinn für Waldeszauber ist hier nicht entwickelt; es wäre denn, daß ihn einer aus glücklicher Heimat über das Meer herübergerettet hätte, wie mein alter Badenser-Freund Gustav, der, auf einsamer Farm niedergelassen, des Sonntags auch bei regnerischem Wetter regelmäßig mit der Flinte über der Achsel und dem Regenschirm unter dem Arm auszog, um im nahen Walde seine Freude zu suchen.

Einmal im Jahr wird auch hier dem Walde Anerkennung gezollt. Das ist, wenn er sein über die Maßen und über alle Beschreibung prächtiges Herbstkleid angezogen hat. Eine reiche Palette und eine geschickte Hand muß besitzen, wer den amerikanischen Laubwald im Spätherbst getreu darstellen will. Es ist ein Konzert von Farben, was der Wald in dieser Zeit bietet, ein tagelanges, ungestörtes Aufjubeln zum blauen Himmel. Beleidigende Dissonanzen fehlen. Da ist nichts Grelles. Alles ist harmonisch abgetönt, ein Gesundheitsbad fürs Auge, ein berausender Farbenrunk für die Seele. In der zweiten Hälfte des Oktober beginnt die Entfärbung. Die Herolde, welche sie ankündigen, sind die Gebüsche des Dogwood oder Kornelkirschaumes (*cornus florida*) in blutrotem Mantel. Nun beginnt der Wald, der den Sommer über nach außen eine gestaltlose, grüne Wand bildete, sich zu beleben, Gruppen plastisch herauszuarbeiten. Dunkler gefärbte Partien treten zurück, hellere kommen ins Licht hervor. Es entstehen Coulissen. Die grüne Wand öffnet sich. Alles rundet sich. Denselben modellierenden Prozeß vollzieht die Entfärbung an jedem Baume. Auch hier erhält jetzt, was vorher bloß als grüne Masse erschien, den Reiz reicher Gliederung.

Die unbedeutendste Rolle in diesem Farbenpiel wird der Lorbeerliche (*Quercus imbricaria*) zu teil. So glänzend schön ihre Sommerblätter waren, entschlafen sie jetzt in dunkler Holzfarbe. Der schlanke Tulpenbaum sucht es mit seinen großen Blättern in gelb dem Zuckerbaum, dieser majestätischen Königin unsrer Herbstwälder, nachzuthun. Allein das Feuer fehlt. Eine ganz andere, eine wahrhaft kapriziöse Rolle spielt der Gewaltthau der Schwarzeichen. Hier gefällt sich eine der

hochgewachsenen Glieder dieses Geschlechtes darin, wie mit Rost übergossen zu erscheinen, während gleich daneben eine ihrer Schwestern ein silberglänzendes Gelb zu ihrem Sterbekleid gewählt hat. Von ganz besonderem Effekt ist die Herbsttoilette der vielen dieser Sippe, die alle andern Bäume um Haupteslänge überragen. Ein leuchtendes Weinrot ist ihre Farbe. Von leichtem Winde bewegt, funkeln ihre Blätter im Sonnenlicht gegen den tiefblauen Himmel mit wechselndem Glanze, wie farbige Gläschen im Kaleidoskop; ein ungemein reizendes Bild. Andere Schwarzeichen wollen an den Herbst nicht glauben und stecken noch lange im grünen Sommergewand, während alles ringsum sich schon der Herbstmode gefügt hat. Eine Einzelheit haben die Schwarzeichen alle gemeinsam: Ihre Kleider, wie verschieden gefärbt sie sein mögen, sind alle lackiert. Von unsrer edlen Weißeiche (*Quercus alba*) ist zu sagen, daß nur die jüngeren Glieder dieser Familie sich mit mattem Purpur schmücken, während die bestandenen ein bescheidenes Braunrot oder noch unscheinbareres Graubraun vorziehen.

Wie bereits angedeutet, gebührt dem Zuckerahorn (*Acer saccharinum*) der Preis der Schönheit. Er ist auch außerhalb des Waldes um seiner breit ausladenden Gestalt und dichten Belaubung willen der bevorzugte Schatten- und Zierbaum. Aber nirgends so wie im Walde zur Spätherbstzeit kommt er zur Geltung. Wie soll man sie schildern diese Energie, mit der die gewaltige Masse seiner Krone aufleuchtet? Man denkt an geschmolzenes Gold, an Feuersäulen. Die Leuchtkraft dieses Baumes ist so groß, daß noch so dichtes Laubwerk davorstehender Bäume ihn nicht verdecken kann. Wo im tiefsten Hintergrunde des Waldes ein junger Zuckersproßling steht, dein Auge findet ihn mühelos heraus. Dieser herrliche Baum sticht hervor im alles überstrahlenden Sonnenglanz, er leuchtet im Nebel, im Regen, er leuchtet sogar in der Dunkelheit des Abends, wenn der Wald nichts mehr ist als ein schwarzer Fleck in der Landschaft. Und nicht etwa nur die von der Sonne beschienenen, auch die im Schatten hängenden Blätter glühen. Aus einer Entfernung, aus der es unmöglich ist, einen andern Baum zu bezeichnen, erkennt man dieses Juwel unsrer Wälder. Neben ihm erlischt alles. Es bringt mit seinen Gluten das Leben, die Tiefe, die Perspektive in den sterbenden Wald. Und doch, wenn man nahe tretend hinter das Geheimnis seines Lichtes zu kommen sucht, vermag man nichts zu entdecken, als daß die zierlich gelappten, an außerordentlich schlanken Stielen hängenden Blätter einfach gelb sind, rein gelb bis orange, ohne allen Firnis. Von einem Glimmern und Glitzern, wie beim weinroten Eichenlaub ist nicht die Rede. Man kann es nicht begreifen. Ob das beständige leise Zittern und Winken der Blätter vielleicht mit dem Fernleuchten des Baumes zu thun hat? Manchmal behält eine ganze Seite des Zuckerahorns noch längere Zeit ihre

lichtgrüne Farbe, wenn schon alles andere am Baum und im Baum zu brennen angefangen hat. Nicht einmal im Tode verblaffen diese wunderbaren Blätter. Schau sie an in ihrer Grabesruh zu Füßen der beraubten Königin: Ist das nicht ein bunter Seidenteppich, was sie dir dort vortäuschen?

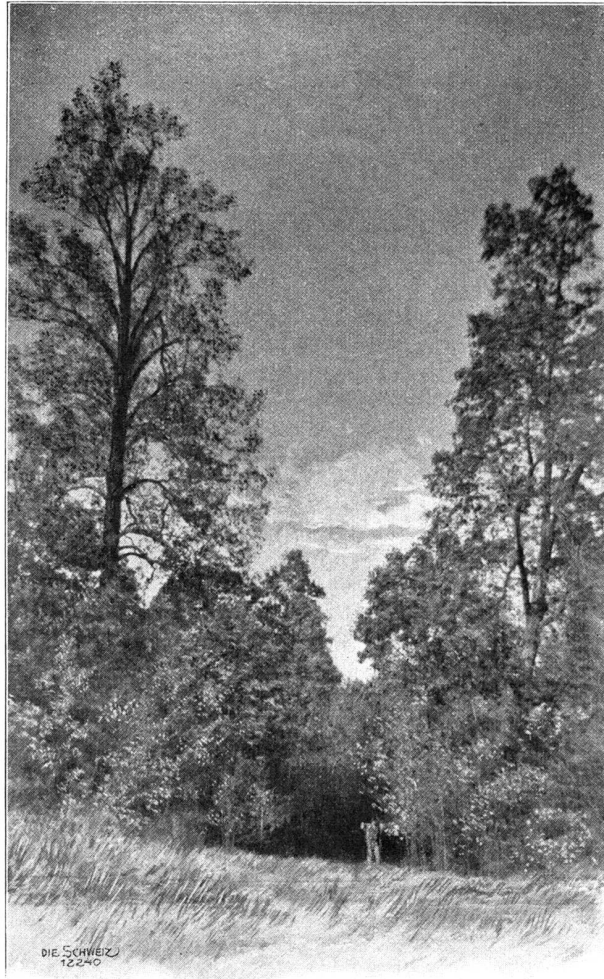
Und nun dieser fürstlich geschmückte Herbstwald tagelang umflossen von einer durchsichtig klaren Luft! Selten trübt ein Nebel den lichten Morgen, nie weht ein unfreundlicher Wind der Erde Staub und dumpfige Gerüche in den Balsam, in dem sich alles wonniglich badet. Ueber die blaue Himmelskuppel ziehen einzelne federleichte Flockenwolken in leisem Fluge dahin, manchmal innehaltend, bis ein frischer Hauch vom Westen sie zur Weiterfahrt antreibt. Oft wechseln sie in zierlicher Verwandlung ihre Gestalten und fließen in einander über, so vom Morgen bis zum Abend. Und hier unten am Rande des im Sterben aufglühenden Waldes die stillen Felder im zarten Grün ihrer Herbstjaat; O, es ist ein wehmütig glückseliges Bild. Ich kenne gar wohl das Heimweh nach der Schweiz, und oft genug ist es mir, nirgends als in ihrer Erde möchte ich ruhen. Aber anders kann ich es mir doch nicht vorstellen, als daß, heimzukehren, und niemals mehr diese herbftlichen Paradiesestage schauen zu können, auch Schmerz bringen müßte.

Zu dieser Jahreszeit ist niemand, der nicht bestätigen würde: Nicht der Mai, der Spätherbst ist unser Wonnemonat, nicht im Mai, im Spätherbst strömt aus jedem Munde: O, ist doch das schön!

Doch soll der Wald nicht darunter leiden, daß der amerikanische Mai sehr oft für Unfreundlichkeit, Kälte und Nässe Tadel verdient. Seinem Frühlingserwachen gebührt volle Beachtung, und sein Maientlied bringt jedem empfänglichen Gemüt reichlich Erfrischung. Nur unterscheidet sich seine Neubekleidung nicht wesentlich von der unserer Schweizerwälder. Ein grünlich goldener Schimmer um die Kronen der Poplar, das Anschwellen der nüskenförmigen Knospen der Hickory, das Aufbrechen der gelben Blütenhüllen des Sassafras (*Laurus sassa-*

fras), das Dickerwerden der zierlichen, violettgrauen Blütenknospen der Dogwood sind die ersten Zeichen des Erwachens. Nicht lange, so ist das Wunder des amerikanischen Waldfrühlings wie über Nacht aufgegangen: Auf die schirmförmigen Nester der durch den Wald gestreuten Dogwood sind tausend und tausend große Schmetterlinge geflogen gekommen. Da haben sie sich niedergelassen und in viel Tage langer Ruhe durchleuchten sie mit blendendem Weiß den ganzen Forst. Dieser ziervollen, zauberischen Erscheinung haben meines Wissens europäische Wälder nichts Ähnliches entgegenzubieten. Die Schmetterlinge sind fast tellerchengroße, vierblättrige Blumenkronen. In ihrem Herzen bereiten sich granatroten Früchte vor, die zahlreichen kleineren Vögeln Herbst- und Winterweide bieten.

(Schluß folgt).



Wald auf Muldraugh's Hill, Kentucky.
Links ein Hickorynußbaum. Rechts eine Schwarzeiche.